1. Cesare Pavese
2. GEDICHTE
3. Claassen

Cesare Pavese Gedichte

Claassen

CESARE PAVESE GEDICHTE

Cesare Pavese

GEDICHTE

übertragen und herausgegeben von Urs Oberlin

Claassen

3 5 29 5/6 3

Die Gedichte bis zur Seite 43 (Vaterschaft) entstammen dem Band »Lavorare stanca«, die übrigen acht Gedichte dem Band Verra la morte e avri i tuoi occhi«

© Claassen Verlag GmbH, Hamburg, 1962 Diese Ausgabe bringt eine Auswahl aus den beiden Gedichtbänden »Lavorare stanca« © 1958 by Giulio Einaudi, Turin und »Verra la morte e avrä i tuoi occhi«

© 1959 by Giulio Einaudi, Turin Umschlagentwurf von Horst Walter Gesetzt aus der Borgis Intertype-Walbaum und gedruckt bei

Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege Gebunden bei Ladstetter GmbH, Hamburg Printed in Germany 1962

VORWORT

Wenn im folgenden die Übertragung von zweiunddreißig Gedichten aus einem vorliegenden Gesamtbestand von zweiundneunzig - das Buch >Lavorare stanca< umfaßt zweiundsiebzig, das Buch >Verrä la morte e avrä i tuoi occhi< deren zwanzig - geboten wird, so stellt sich die Frage, ob eine solche Auswahl berechtigt ist und nach welchen

Gesichtspunkten sie erfolgte. Besteht ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten der beiden erwähnten Bücher, ist die Entwicklung oder Variation von Leitthemen spürbar? Oder liegt einigen ein geheimer, absichtlich verschlüsselter Leitgedanke zugrunde?

Den Aufzeichnungen in Cesare Paveses Tagebuch >*Das Handwerk des Lebens*< läßt sich entnehmen, daß diesjiicht zutrifft. So lesen wir unter dem Datum des 9. November 1935: ». . . Ich habe der Sammlung lyrischer Gedichte, die Anspruch darauf erhebt, ein Dichtwerk zu sein, dichterischen Gesamtwert schon abgesprochen, und doch denke ich immer daran, wie ich meine kleinen Gedichte ordnen, wodurch ich ihre Bedeutung erhöhen und vollständig machen könnte. Wieder scheint mir, ich tue nichts weiter, als Seelenzustände darlegen. Wieder fehlt mir, daß ich es sehen könnte, das Werturteil, die Nachprüfung der Welt. Gewiß ist, daß die genau berechnete Anordnung der Gedichte im Sammel-Dichtwerk nur einer rein dekorativen Freude entspricht, die beabsichtigt ist. Das heißt, etwa bei den Gedichten der Fleurs du inal: daß sie so oder so angeordnet sind, kann reizvoll und aufschlußreich, sogar auch kritisch bedeutungsvoll sein - mehr aber nicht.«

Es bleibt folglich nur die Frage nach den für eine so strenge und begrenzte Auswahl maßgebenden Gesichtspunkten offen. Diese ergeben sich aus der Struktur von Paveses Lyrik selbst und ihrer Eigenart.

In der Übertragung wurde daraus geachtet, daß innerhalb eines

Gedichtes die für Paveses Stil charakteristische Wiederholung eines Kristallisationswortes bzw. einer Metapher möglichst unverändert bestehen blieb. Das legte jedoch nahe, andere Texte, in denen dieselbe Metapher - oft recht bedenkenlos und requisitenhaft - verwendet wurde, nicht zu berücksichtigen, um eine störende und im Deutschen viel auffälligere Eintönigkeit zu vermeiden. So finden sich z. B. in der Sammlung >Verrä la morte.. .< gewisse, stets wiederkehrende Wendungen (»sei come la terra, sei la terra e la vigna, sei come

le voci della terra, sei la vita, sei la luce, tu sei terra, sei la vita e la morte . . .« usf.) Formeln, die um so mehr ins Gewicht fallen, als es sich um rhythmisch komponierte lyrische Kurzzeiler handelt.

In diesem Zusammenhang sei kurz auf weitere Schwierigkeiten grammatikalischer Natur hingewiesen, in_selteneren Fällen auch auf - wahrscheinlich gewollte - Fahrlässigkeiten in Ausdruck und Formulierung, die nicht immer überwunden werden konnten und die Übertragung erschwerten. Man lese etwa die drei Anfangszeilen von >IZ *Dio-Caprone*<*:*

»La Campagna e un paese di verdi misteri

al ragazzo, ehe viene d'estate. La capra, ehe morde certi fiori, *le* gonfia la pancia e bisogna ehe corra.«

oder man beachte, wie viele Gedichte der Sammlung >Lavorare stanca< mit dem Bild des Hügels beginnend, stets auf das Wort zurückfallen, ohne daß die Notwendigkeit einzusehen wäre. Ähnliches ist über >nudo< zu bemerken, ein Adjektiv, das mit spürbarer Befangenheit und zu wenig sparsam verwendet wird (z. B. in >*Donne Appassionate*ˆ Zeile 8: »quant'ö nudo, del cor-po«). Oft auch begegnen wir Sätzen von forcierter Primitivität, wie den folgenden in JZ *Carettier e-,* Zeilen 22-24:

»Anche i sacchi, nell'alba ehe indugia, scuotono

chi e disteso e li preme, con gli occhi al cielo ehe si schiude - il ricordo si stringe ai sacchi.«,

welche die Frage aufwerl'en, ob sie übertragen werden dürfen und können.

Zum Schluß sei an einem kurzen Beispiel demonstriert, welche Schwierigkeit sich aus Paveses Handhabung der tempora ergibt. Die Schlußzeilen von >*11 Paradiso Sui Tetti*< lauten:

»II ricordo sarä la vampa

ehe ancor ieri mordeva negli occhi spenti.«

Das Prädikat des Hauptsatzes steht im Futur, im Relativsatz vertritt »mordeva« die gestrige Situation, »occhi spenti« ist aber als gegenwärtiger Zustand aufzufassen.

Wenn hier einiges über die formal und künstlerisch fraglichen Stellen der Texte gesagt wurde, so wird deren Bedeutung und Eigenart dadurch in keiner Weise berührt, diese spricht für sich selbst. Gedichte wie >*Die Nacht*<, >*Eine Generations* oder >*Die Stimme*< haben nicht ihresgleichen in der modernen italienischen Lyrik, und so mag es kein Zufall sein, daß eben sie einer Nachbildung in anderer Sprache den geringsten Widerstand entgegensetzen.

Abschließend sei mir erlaubt, meinen Freunden in Rom und vor allem Herrn Dr. Andri Peer, Winterthur, für ihre tätige Hilfe und Mitarbeit bei Aufklärung fraglicher Textstellen den herzlichsten Dank auszusprechen.

Urs Oberlin

DIE MEERE DES SÜDENS

An Monti

Eines Abends gehen wir in Stille hügelan. Im Schatten des späten Tags. Mein Vetter ist ein Riese in Weiß gekleidet, ruhig schreitend, braun gebrannt das Gesicht, schweigsam. Schweigen ist unsere Tugend. Einer unserer Ahnen muß sehr einsam gewesen sein - ein großer Mann unter Idioten oder ein armer Narr -um die Seinen so viel Schweigen zu lehren.

Heutabend hat mein Vetter gesprochen. Er fragte mich, ob ich mit ihm hinauf wolle: vom Gipfel aus sieht man in den klaren Nächten den Schimmer des fernen Leuchtturms von Turin. »Du, der in Turin wohnt . . .«, sagte er, ». . . doch du hast recht. Fern von Daheim soll das Leben gelebt sein: man genießt und läßt sich's gut gehn und dann, wenn man zurückkehrt mit vierzig Jahren wie ich, erscheint alles neu. Die Berge bleiben erhalten.« All dies sagte er, doch nicht italienisch, sondern in langsamer Mundart, die, wie die Steine dieses Hügels so rauh ist, daß zwanzig Jahre fremder Sprachen und Ozeane sie nicht

zu brechen vermochten. Im Steilhang geht er mit jenem gesammelten Blick, den ich als Kind schon an müden Bauern kannte.

Zwanzig Jahre trieb er sich durch die Welt.

Als ich noch Kind war, von Frauen getragen, brach er auf und man sagte ihn tot. Später hörte ich Frauen von ihm sprechen, wie im Märchen, manchmal;

aber die Männer, ernster, vergaßen ihn.

Eines Winters kam eine Karte für meinen Vater - er war schon tot -die eine große graugrüne Marke trug mit Schiffen in einem Hafen und gute Wünsche zur Weinlese. Das gab ein Staunen, aber das Kind, schon etwas älter, erklärte eifrig, die Karte komme von einer Insel, die Tasmanien heiße, rings vom blausten, haifischdrohenden Meer umgeben, im Stillen Ozean, südlich Australiens. Und es fügte hinzu, daß der Vetter sicherlich Perlen Esche. Und es löste die Marke ab. Alle äußerten ihre Meinung, doch alle schlossen damit: sei er noch nicht tot, so würd’ er doch sterben.

Dann vergaßen sie’s alle und es verging viel Zeit. Oh, wie lang ist’s her, daß ich Seeräuber von Malta spielte!

Wieviel Zeit ging hin und wieviel Leben, seit dem letzten Mal, da ich hinab ins Bad stieg zu jener tödlichen Stelle und einen Spielgefährten verfolgte einen Baum hinauf, dem ich die schönen Äste brach, und einem Rivalen den Kopf zerdrosch und selber verprügelt wurde!

Andre Tage, andere Spiele, stärkere Wallung des Bluts, weniger faßbare Gegner: Träume, Gedanken.

Unendliche Ängste lehrte die Stadt mich: eine Volksmenge, eine Straße machten mich zittern, manchmal auch ein Gedanke, vom Gesicht abgelesen. In den Augen fühl ich das höhnische Licht noch jener tausend Laternen überm großen Getrappel.

Als der Krieg aus war, kam mein Vetter zurück, riesig, unter den wenigen. Und Geld hatte er. Die Verwandten flüsterten: »In einem Jahre höchstens, wenn er alles verzehrt hat, geht er wieder auf Walz.

io

So sterben die Unverbesserlichen.«

Mein Vetter hat ein entschlossenes Gesicht. Er kaufte ein paar Räume zu ebener Erde, wo er eine Garage aus Beton errichten ließ, davor eine gleißende Tanksäule für Benzin und auf der Brücke nahe der Straßenkurve eine gewaltige Reklametafel.

Bald stellte er einen Mechaniker an, das Geld einzuziehen, selbst aber streifte er durch die Berge und rauchte. Inzwischen hatte er geheiratet, im Dorf. Er nahm sich ein zartes blondes Mädchen, ähnlich den fremden, die er wohl früher draußen kennengelernt.

Aber noch ging er allein aus. Weiß gekleidet,

braun das Gesicht, die Hände verschränkt auf dem Rücken, strich er des Morgens den Markt ab

und verhandelte mürrisch die Pferde. Später erklärte er mir, als das Vorhaben mißlang, sein Plan sei gewesen, alle Tiere dem Tal zu entziehn und die Leute zu zwingen, seine Motoren zu kaufen. »Aber das dümmste Vieh«, sagte er, »war ich selbst, das zu glauben. Hätt ich doch wissen sollen, daß Ochs und Mensch hier dasselbe sind.«

Eine halbe Stunde und länger wandern wir. Der Gipfel ist nah, ringsum wächst das Schwirren und Pfeifen des Windes.

Der Vetter hält plötzlich inne und wendet sich um: »Dieses Jahr schreib ich aufs Aushängeschild: -

Sankt Stephan

war bei den Festen im Belbotal immer der erste - sie sollen’s nur weitererzählen, die von Canelli.« Darauf geht er weiter.

Duft von Erde und Wind umfängt uns im Dunkel, einige Lichter in der Ferne: Gehöfte, Automobile, kaum zu hören; und ich denke an die Kraft, die mir diesen Mann zurückgab, ihn dem Meere entriß, den fernen Ländern und dem dauernden Schweigen.

Von seinen Reisen spricht der Vetter nicht. Trocken sagt er, daß er da gewesen und dort, und denkt dabei an seine Motoren.

Ein Traum nur blieb ihm im Blute: einmal, als Heizer auf einem holländischen Schiff, begegnete er dem Wal, und er sah schwere Sonnenharpunen im Flug, sah Wale fliehn zwischen blutigen Schäumen, sah Verfolgung, gebäumte Schwänze und Laiizenkampf. Manchmal spricht er davon.

Doch wenn ich ihm sage, daß er einer der Glücklichen ist, die das Morgenrot über den schönsten Inseln der Erde sahen, lächelt er bei der Erinnerung und antwortet, daß der Tag schon alt war für sie, als die Sonne aufging.

AHNEN

Verwirrt von der Welt, kam ich in ein Alter, da ich die Luft mit Fäusten schlug und ohne Grund weinte. Das Gerede von Männern und Frauen zu hören ohne Antwort zu wissen macht wenig Freude.

Doch auch die ging vorbei: ich bin nicht mehr allein und weiß ich nicht Antwort, was liegt schon daran? Ich fand mich selbst und damit auch Gefährten.

Vor meiner Geburt, so scheint mir, lebt' ich immer in gleichmütigen Männern, Herren ihrer selbst, keiner wußte Antwort und ruhig waren sie alle.

Zwei Schwäger eröffneten ein Geschäft ˆ-das erste Vermögen unsrer Familie - ernst war der fremde Part, berechnend, gef ühllos, kleinlich: eine Frau.

Der andre, unserer, las im Geschäft Romane

- war häufig im Dorf - und der Kundschaft, die eintrat, wurde wortkarg geantwortet, daß der Zucker alle sei, das Sulfat desgleichen und das übrige ausverkauft. Später geschah es, daß dieser letzte dem verkrachten Schwager beistand. Denk ich an diese Leute, fühl ich mich stärker, so, als spreizte ich vor dem Spiegel die Schultern und verzöge die Lippen feierlich zu einem Lächeln. Lang vor Zeiten lebte ein Vorfahr, der sich prellen ließ von seinem Pächter;

schließlich harkte er selbst den Weinberg - im Sommer -um gute Arbeit zu sehn. So lebte ich stets und immer behielt ich

sichere Miene und blieb keinem was schuldig.

Und die Frauen zählen nicht in der Familie.

Will sagen, die Frauen bleiben im Haus, sie bringen uns zur Welt und sprechen und zählen nichts und man vergißt sie.

Jede Frau mischt uns etwas Neues ins Blut, doch alle gehn sie zu Grund bei der Arbeit, und wir, die verjüngt draus hervorgehn, wir allein dauern. Voller Laster sind wir, voller Schrullen und Ängste - wir, die Männer, die Väter - einige haben sich umgebracht, *eine* Schande allein hat uns nie getroffen: niemals werden wir Frauen sein, nie eines andern Schatten.

Mit dem Gefährten fand ich auch Boden, schlechten Boden, auf dem es ein Vorrecht-ist, nichts zu tun und ans Künftige zu denken. Arbeit allein genügt weder mir noch den Meinen und wir krepieren nicht dabei, doch der kühnste Traum meines Vaters war von jeher ein rechtschaffenes Nichtstun.

Zum Vagieren sind wir geboren, auf jenen Hügeln, ohne Frauen, die Hände verschränkt hinter dem Rücken.

GOTT-GEISSBOCK

Ein Reich voll grüner Geheimnisse ist das Land dem Knaben, der im Sommer kommt. Die Geiß rupft bestimmte Blumen, bläht sich den Bauch und muß laufen. Wenn der Mann sich mit

einem Mädchen vergnügt hat - Haare haben sie da unten - bläht das Kleine den Bauch ihr. Die weidenden Geißen fordern einander und grinsen, doch im Dämmer schaut ein jeder über die Schultern zurück. An der gewundenen Rinne im Boden erkennen die Knaben, wann die Natter vorbeikam.

Aber niemand weiß, wenn sie im Gras schleicht.

Nur die Geißen stehn lüstig still im Gras über ihr und lassen sie saugen. Auch die Mädchen lassen lüstig sich greifen.

Bei Mondaufgang aber halten die Geißen nicht mehr still, gewaltsam treibt man sie heim, sonst geht der Bock hoch. Ein Sprung in die Wiese ... und allen Geißen schlitzt er den Bauch ... fort ist er.

Heiße Mädchen kommen nachts allein in die Wälder und wenn, ins Gras gestreckt, sie meckern, naht er. Aber warte, im steigenden Mond geht er hoch und schlitzt ihnen den Bauch. Und die Hündinnen bellen im Mond, weil sie den springenden Bock dort oben auf den Gipfeln wittern und den Blutdunst.

Und das Vieh in den Ställen schüttelt sich. Nur die stärksten Bracken beißen am Strick, doch befreit sich einer, rennt er dem Bock nach, der aber spritzt und berauscht ihn mit einem Blut, röter als Feuer, und dann tanzen sie alle aufrecht und heulen zum Monde.

Tags, wenn der Bracke zurückkehrt, geschunden und knurrig, geben die Dörfler ihm mit Fußtritt die Hündin.

Und der Tochter, die abends umherstreicht, und den Knaben, die heimkehren, wenn es dunkelt - eine Ziege fehlt - verhaun sie den Rücken. Frauen machen sie voll, die Bauern, verbrauchen sie ohne Rücksicht, gehen aus bei Tag und bei Nacht und fürchten sich nicht, auch unterm Mond zu harken und ein Queckenfeuer im Dunkeln zu legen. Darum ist die Erde auch so fettgrün und hat, wenn sie geharkt ist, im Morgendämmer die Farbe verbrannter Gesichter. Zur Weinlese geht man und ißt und ringt. Man pflückt den Mais und tanzt und trinkt. Mädchen hört man lachen, weil einer vom

Geißbock erzählt. In den Wäldern ganz oben zwischen felsigen Hängen sahn ihn die Bauern, wie die Geiß er suchte und die Stämme heran» te.

Denn, weiß ein Tier nichts von Arbeit und wird es nur zur Aufzucht gehalten, hat es den Drang zu zerstören.

DER SOHN DER WITWE

Alles ist möglich in der braunen Kneipe, draußen kann ein klarer Sternhimmel sein, jenseits von Herbstnebel und Weindunst. Kann sein, daß vom Hügel herab die heiseren Lieder grölen auf die verlassenen Tennen, und daß unverhofft jene Frau zurückkehrt unter dem Himmel von einst und sitzend den Tag erwartet.

Wieder würden sich die wortkargen Dörfler zu ihr gesellen, mit hochgekrempelten Ärmeln starr zur Erde gebeugt, und den Tag erwarten und ihren matten Wink. Mit dem Grillenwif mischte das Scheppern des Wetzsteins sich auf dem Eisen und ein noch rauherer Seufzer. Schweigen würde der Wind und das Gewisper der Nacht. Die sitzende Frau aber spräche erzürnt.

W ährend die Schnitter tiefgebückt draußen werken, blieb die Frau auf der Tenne. Am Pfosten lehnt sie, vom großen reifen Bauche erschöpft, und behält sie im Auge. Ein bitteres Lächeln voll Ungeduld auf dem abgezehrten Gesicht; im Halse würgt sie ein Ruf, der die Schnitter nicht mehr erreicht.

Sonne schlägt auf die Tenne und auf die geröteten

Augen, die blinzeln. Einepurpurne Wolke verschleiert die von gelben Garben bedeckte Stoppel, Schwankend, die Hand auf dem Leib, geht die Frau ins Haus.

Weiber durcheilen erregt die verlassenen Zimmer, nur ein Wink leitet sie, nur ein Auge,

das ihnen vom Bett aus folgt. Das große Fenster, das Alleen umschließt, Hügel, den großen Himmel, läßt Gesumm ein, drin alles mitschwingt.

Die Frau mit dem blassen Gesicht preßt unter den Wehen die Lippen, lauscht ungeduldig und reckt sich.

Eilfertig dienen die Weiber.

AUGUSTMOND

Jenseits der gelben Hügel ist das Meer, jenseits der Wolken. Aber schreckliche Tage voll welliggetürmter Hügel, die in den Himmel knistern, legen sich vor das Meer. Der Olbaum da oben steht bei der magern Zisterne, die für kein Spiegelbild reicht, und die Stoppeln, Stoppeln, die nirgends enden.

Und der Mond geht auf. Der Mann liegt ausgestreckt in einem Feld, den Schädel von Sonne gespalten -ein junges Weib kann einen Leichnam nicht wie einen Sack ziehn -. Auf geht der Mond, wirft ein wenig Schatten unters knorrige Astwerk. Die Frau im Schoten bricht in verstörtes Grinsen aus, vor dem Blutgesicht, das jede Falte des Hügels überschwemmt und versteint.

Weder der Leichnam im Feld noch die Frau im Schatten regen sich. Doch das blutige Aug scheint jemandem zuzublinzeln und eine Straße zu weisen.

Lange Schauer kommen über die nackten Hügel, fernher, und an den Schultern fühlt sie die Frau, wie früher, als sie durchs Kornmeer liefen. Sie fahren auch in die Äste des Ölbaums, verloren steht er im Meer von Mondlicht, und schon scheint der Schatten des Baums sich zu ballen, um auch sie zu verschlingen.

Sie stürzt hinaus, in den mondweißen Schrecken, und der Wind saust ihr nach durch die Steine, und der schmale Schatten beißt ihr in die Fersen, und im Schoße der Schmerz. Zurück in das Dunkel

kehrt sie gebückt und wirft sich auf die Steine und beißt in die Lippen.

Unten näßt sich die Erde dunkel mit Blut.

DIE NACHT

Aber die windige Nacht, die Nacht voller Klarheit, nur von Erinnrung gestreift, ist vergangen und schon Erinnrung. Ein staunendes Schweigen, seihst aus Laub gebildet und Nichts. Und nichts bleibt von jener Zeit dort hinterm Gedenken als bloßer Hauch des Erinnerns.

Manchmal, tagsüber im unbewegten Licht des Sommertags kehrt es wieder, dies vergangene Staunen.

Durchs leere Fenster sah das Kind die Nacht in den frischen schwarzen Hügeln und staunte, wie sjp sich häuften: unbewegt, schwebend und blank. Zwischen den Blättern, die im Finsteren rauschten, erschienen die Hügel, und alles Gewohnte des Tags, die Grate, Pflanzen und Weinberge waren klar und erstorben, und das Leben war ein andres, aus Wind, aus Himmel und aus Blättern und Nichts.

Manchmal kehrt in die reglose Stille des Tags zurück die Erinnrung an jenes versunkene Leben im staunenden Licht.

BEGEGNUNG

Diese rauhen Hügel, die meinen Körper bildeten und ihn noch immer durchzittern bei mancher Erinnerung, haben das Wunder von jener mir offenbart, die nicht weiß, daß ich sie lebe und nicht verstehe.

Eines Abends bin ich ihr begegnet: eine klarere Stelle unter den vagen Sternen im Sommerdunst.

Ringsum war der Duft dieser Hügel, tiefer als der Schatten, und miteinmal tönte eine Stimme, als käm’ sie aus diesen Hügeln, rein und hart zugleich, Stimme verlorener Zeiten.

Manchmal sehe ich sie und sie blickt mich an, klar umrissen, unveränderlich, wie eine Erinnerung. Nie hab ich vermocht, sie festzuhalten: immer entgeht mir ihre Wirklichkeit und trägt mich ins Weite.

Weiß ich, ob sie schön ist? Ganz jung scheint sie unter den

Frauen: denk ich an sie, überkommt mich eine ferne Erinnrung der Kindheit, die ich in diesen Hügeln verlebte, so jung ist sie. Und wie der Morgen. Ihr Auge spiegelt mir alle die fernen Himmel jener vergangenen Morgen, entschlossen und fest blickt aus ihnen: das strahlendste Licht, das je die Dämmerung trug über diese Hügel.

Ich schuf sie mir aus dem Grund aller Dinge, die mir am liebsten sind, und ich kann sie nicht fassen.

SOMMER

Ein heller Garten zwischen niedrigen Mauern, aus trockenem Gras und Licht, der seine Erde bedächtig kocht. Ein Licht ist's, das nach Meer schmeckt. Du atmest jenes Gras. Berührst das Haar und schüttelst die Erinnrung draus.

Viele Früchte

sah ich fallen, süße, auf vertrautes Gras mit weichem Fall. So bebst auch du beim Schlag des Blutes. Du wendest das Haupt, als ob ein Wunder die Luft rings erhellte, und dies Wunder bist du. Gleicher Saft und Duft in deinen Augen und im warmen Erinnern.

Und du lauschst.

Die Worte, die du hörst, berühren dich kaum.

Im ruhigen Antlitz steht ein klarer

Gedanke, der das Meerlicht um die Schulter dir legt. Im Antlitz hast du eine Stille, die das Herz beschwert mit weichem Fall, und uralter Kummer tropft aus ihr, wie der Früchte Saft, die damals fielen.

BEKLEMMUNG

Durch die Straßen werd ich bummeln bis ich todmüde bin, allein werd ich zu leben wissen und jedem, der vorübergeht, in die Augen schaun und dennoch die gleiche bleiben. Diese steigende Kühle, die mir die Adern aushorcht, ist ein

Erwachen, wahr, wie ich’s nie erlebte, an keinem Morgen: doch fühl ich mich stärker als mein Körper, und ein kühlerer Schauder begleitet den Morgen.

Lange ist’s her, daß ich zwanzig war.

Und morgen, einundzwanzig: morgen geh ich die Straße hinaus, jeden Stein, jeden Streifen Himmel weiß ich noch.

Von morgen an werden die Leute mich wieder sehen, wohlauf zu Fuß, und ich kann mich beim Stillstehn wieder in den Schaufenstern spiegeln. An den Morgen von damals war ich jung und ich wußt’ es nicht, noch wußt’ ich, daß ich da vorbeiging - Frau und Herrin ihrer selbst. Das magere Mädchen, das ich war, erwachte aus einem jahrlangen Weinen: nun ist’s, als hätt ich niemals geweint.

Und nur nach Farben verlangt mich. Die Farben weinen nicht, wie ein Erwachen sind sie: morgen werden die Farben wiederkommen. Alle gehn auf die Straße, jeder Körper eine Farbe - sogar die Kinder.

Dieser Körper, in leichtes Rot gekleidet, wird nach der langen Blöße wieder sein Leben finden, und um mich werd ich die gleitenden Blicke fühlen und meiner bewußt sein: selber mich mit einem Blick in der Menge finden. Jeden neuen Morgen will ich die Straßen hinausgehn und die Farben suchen.

LEIDENSCHAFTLICHE FRAUEN

Vor Abend steigen die Mädchen ins Wasser, wenn das Meer erlischt und sich hinlegt. Im Wald bebt jedes Blatt, während sie sacht auftauchen überm Sand und ans Ufer sich setzen. Der Meerschaum treibt im laufenden Wellensaum seine ruhlosen Spiele.

Die Mädchen ängsten sich vor den Algen unter den Wellen, die Beine und Schultern und alles Nackte des Körpers umgreifen. Sie steigen eilig ans Ufer, beim Namen sich rufend, und halten Umschau.

Auch die Schatten am Meergrund, im Dunkeln, sind gewaltig und bewegen sich vage, wie angezogen von den vorübergleitenden Körpern. Der Wald ist eine stille Zuflucht im Sinken der Sonne, stiller noch als der Kies, doch den dunkeln Mädchen gefällt es, draußen im Offnen zu sitzen mit dem gerafften Tuche.

Lässig, das Tuch um die Beine gezogen, schaun sie aufs Meer, das wie eine Wiese ausgebreitet im Dämmer liegt Wagte wohl eine jetzt, nackt sich ins Gras zu strecken? Vom Meere sprängen die Algen hoch, die die Füße streifen, um den zitternden Leib zu packen und zu umschlingen. Augen sind im Meer, die manchmal aufleuchten.

Unbekannt war jene Fremde, die nackt und allein nachts im Dunkel schwamm beim wechselnden Monde und verschwand. Nie kehrte sie wieder.

Groß war sie und wohl von so blendendem Weiß, daß die Augen vom Meergrund sie fanden.

DEOLAS GEDANKEN

Deola sitzt den Morgen im Caf£ und niemand schaut sie an. Zu dieser frühen Stunde läuft alles in die Stadt unter der milden Sonne.

Selbst sie erwartet niemanden und raucht, in Frieden den Morgen atmend. Solang sie in der »Pension« war, mußte sie schlafen zu dieser Zeit, um wieder Kräfte zu sammeln: die Bettdecke beschmutzten mit ihrem Schuhwerk Soldaten und Arbeiter, Kunden, die das Kreuz ermüden. Doch wenn man sich selbständig macht, ist das anders: feinere Arbeit bietet sich, mühelose.

Der Herr von gestern, der früh sie weckte, hat sie geküßt und zum Bahnhof mitgenommen (wenn ich könnte, Liebling, bliebe ich mit dir in Turin) und ließ sich von ihr gute Reise wünschen.

Etwas betäubt noch, aber frisch ist heute Deola, frei zu sein

macht ihr Spaß und ihre Milch zu trinken und Brioches zu essen. Heutmorgen ist sie fast eine Dame, und, schaut sie auf die Passanten, so nur, um nicht Langweil zu spüren.

In der »Pension« schläft man zu dieser Stunde, es stinkt, weil alles zu ist,

- die Padrona geht spazieren - blöde, wer drin bleibt.

Gut aussehn muß man, um die Abendrunde in den Lokalen zu machen, und in der »Pension« geht, mit dreißig Jahren, flöten, was von der Schönheit noch blieb.

Deola sitzt, das Profil einem Spiegel zugekehrt, und beäugt sich. Ein bißchen bleich im Gesicht: am Rauch allein liegt es nicht. Sie senkt die Brauen.

Wille wie Mari sollte man haben,

es in der >Pension< auszuhalten (denn, meine Gute, die Männer kommen hierher, um die Launen loszuwerden, die ihnen weder Ehefrau noch Geliebte vertreiben) und Marl war unermüdlich, blendend in Form und gesund.

Die Passanten vor dem Cafd lenken Deola nicht ab, die nur abends arbeitet in ihrem Lokal und bei Musik. Sie erobert langsam, den Blick eines Gastes suchend oder seinen Fuß. Ihr gefallen Orchester, die sie in Szene heben: Schauspielerin im Abenteuer mit einem reichen Jungen. Ein Klient jeden Abend genügt ihr, um zu leben. (Der Herr von gestern hätte mich am Ende wirklich mitgenommen). Allein sein, des Morgens, je nach Bedürfnis, und im Cafe sitzen. Niemanden suchen.

ATAVISMUS

Kühler atmend, verborgen hinter den Läden, späht der Knabe hinaus. Durch den hellen Spalt schimmern sonnig die Kiesel. Niemand geht auf der Straße. Der Knabe möchte hinaus, so nackt

- die Straße ist für alle - und in der Sonne ertrinken.

In der Stadt geht das nicht. Auf dem Land schon eher, hinge nicht überm Kopf die Tiefe des Himmels, die entmutigt und ängstigt. Gras kitzelt kühl die Sohlen, und die reglosen Pflanzen starren, und Stämme und Strauch sind strenge Augen für einen schwachen, blassen Körper, der zittert.

Selbst das Gras ist fremd und fühlt sich widerlich an.

Leer die Straße. Käme jemand vorüber, wagte der Knabe im Dunkel ihn genau zu betrachten und zu denken, daß jeder einen Körper versteckt. Aber da kommt ein Pferd mit glänzenden Muskeln, und es dröhnen die Kiesel. Vorüber geht es, hemmungslos nackt in der Sonne: inmitten der Straße. So stark und braun möchte der Knabe sein und er würde sogar jenen Wagen ziehn und er dürfte sich zeigen. Wer einen Körper hat, sollte ihn nicht verstecken. Dem Knaben scheint ungewiß, ob jeder auch wirklich einen Körper hat. Der runzlige Alte, der heute morgen vorbeiging, kann keinen so blassen, traurigen Körper haben, kann nichts haben, das so elend macht. Nicht einmal die Erwachsnen oder die Frauen, die die Brust ihrem Kinde reichen, sind nackt. Nur Knaben haben einen Körper. Kaum wagt der Knabe im Dunkel

sich zu betrachten, doch weiß er genau, daß es nötig ist, in die Sonne zu tauchen und an die Blicke des Himmels sich zu gewöhnen, um Mann zu werden.

GRAPPA IM SEPTEMBER

Klar und verlassen gehn die Morgen hin an den Ufern des Flusses, der sich früh umnebelt und, die Sonne erwartend, in dunkleres Grün fällt. Der Tabak, den sie im letzten, noch feuchten Hause verkaufen, am Rand der Wiesen, hat schwärzliche Farbe, starken Geschmack, und himmelblau ist sein Rauch. Auch Grappa führen sie, wasserhelle.

Ein Augenblick kommt, da alles stillsteht und reift. Unbewegt in der Ferne die Pflanzen und aus dunklerem Stoff. Ein Stoß genügte, niederfielen ihre versteckten Früchte. Di? Wolken haben reifes Fleisch. Fern, an den Straßen, reift in der matten Himmelswärme jedes Haus.

Nur Frauen sind sichtbar zu dieser Stunde. Frauen rauchen und trinken nicht, stehn bloß still an der Sonne und lassen sich wärmen, als wären sie Früchte.

Wie Grappa trinkt sich die nebelrauhe Luft nur in kleinen Schlucken. In seinem Gerüche schwimmt jedes Ding. Auch das Wasser des Flusses hat die Ufer getrunken, weicht sie auf am Grunde, im Himmel. Die Straßen sind wie die Frauen, sie reifen reglos.

Zu dieser Stunde sollte jeder anhalten auf seiner Straße und zuschaun, wie alles reift. Auch eine Brise weht, die keine Wolke bewegt, aber den bläulichen Rauch sacht leitet, ohne ihn aufzureißen: ein neuer Geruch, der vorbeizieht. Und der Tabak, ganz von Grappa durchdrungen. So kommt es, daß nicht allein die Frauen den Morgen genießen.

AUTOREN - PORTRÄT

An Leo

Immer ins Leere versinkt das Fenster, das aufs Pflaster schaut. Überm Kopf hingegen das Sommerblau scheint viel ruhiger, und eine Wolke steigt auf.

Hier zeigt sich niemand. Und wir hocken am Boden.

Der Kollege - er stinkt - der neben mir auf der offnen Straße sitzt, unbeweglich, legte die Hosen ab. Ich den Pullover. Kalt ist der Stein, und der Kollege genießt's besser als ich, der ihm zuschaut. Vorbei geht niemand.

Eine helle Frau steht plötzlich im Fenster.

Sie roch wohl den Gestank und schaut uns zu, Schon ist der Kolleg auf den Füßen und starrt. Einen Bart hat er, der Kollege, von den Beinen ans Kinn, der die Hosen ersetzt, und aus den Löchern des Pullovers keimt. Ein Bart, der an sich schon genügte. Durch jenes Fenster ist der Kollege ins Dunkel gesprungen, und die Frau ist verschwunden. Ich wende die Augen auf den handfesten Streifen Himmel: nackt auch er.

Weil ich keinen Bart hab, stink ich nicht. Der Stein durehfriert meinen nackten Rücken, den die Frauen schätzen, weil er glatt ist: gibt's etwas, das den Frauen nicht gefällt? Aber Frauen gehn keine vorüber. Dafür die Hündin, von einem Hund verfolgt, der wohl vom Regen naß ist, so stinkt er. Die glatte Wolke am Himmel schaut unbeweglich: einem Blatthaufen gleicht sie.

Der Kollege kam wohl heut auf die Rechnung.

Wer nackt ist, wird gut von den Frauen behandelt. Endlich erscheint im Winkel ein Strolch, der raucht.

Aalbeine hat auch er, einen Igelkopf, harte Haut: die Frauen werden ihn eines Tags ausziehen wollen und beschnuppern, ob er angenehm stinkt. Wie er da ist, halt ich den Fuß vor. Gleich hockt er nieder, und ich frag um einen Stummel. Wir rauchen in Stille.

LEBENSREGEL

Die Arbeit beginnt vor Tag. Wir aber fangen schon vor der Dämmerung an, uns selbst zu begegnen in den Leuten, die auf der Straße vorbeigehn. Jedem fällt ein, daß er allein ist und schläfrig, wenn er die andern sieht, die spärlich vorbeigehn, jeder döst vor sich hin und weiß nur zu gut, daß ihm der Tag bald die Augen aufreißt. Kommt der Morgen, starren wir benommen auf die Arbeit, die nun beginnen soll.

Aber wir sind nicht mehr allein und keinen mehr schläfert und in Ruhe denken wir die Gedanken des Tages, bis wir darüber lächeln. Mit der wiederkehrenden Sonne kommt Gewißheit, doch unversehens steigt uns manchmal ein vager Gedanke, ein schräges Lachen auf, und wir schaun wieder drein wie vor Tag.

Die helle Stadt nimmt teil an der Arbeit und am Lachen.

Den Morgen bringt nichts aus der Ruhe. Alles

kann geschehn, und es genügt, von der Arbeit den Kopf zu heben und zu schauen. Entlaufene Buben, schlendern untätig

die Straße hinab, und einige laufen. Das Laub der Alleen streut Schatten auf das Pflaster, und nichts als das Gras fehlt zwischen den Häusern, die unbewegt zuschaun.

Am Flußufer, unter der Sonne, ziehen viele sich aus. Die Stadt erlaubt uns, den Kopf zu heben, um dran zu denken, sie weiß, daß wir ihn bald wieder senken.

DER KÄRRNER

Das Kreischen des Karrens erschüttert die Straße.

Kein einsameres Bett für den, der im Frühlicht ausgestreckt ruht und dem Dunkel nachträumt. Unterm Karren erlosch - der Himmel sagt es -die Laterne, die Tag und Nacht schaukelt.

Mit dem Karren zieht laue Wärme der Kneipe, Wärme gepreßter Brüste, klarer Nacht und zufriedner Müdigkeit ohne Erwachen. Im Schlaf geht mit dem Karren schon waches Erinnern heiserer Worte, dem Morgen verschwiegen.

Die Glut des lebendigen Feuers im Herd erneut sich im Körper, er fühlt den Tag.

Das Kreischen des Karrens, dumpfer geworden, hat oben fern, vom lastenden Himmel einen Streifen aus kaltem Lichte gelöst. Dort glüht das Gestrige wieder auf.

Dort ist dies Heute vertraute Wärme, ist Herberge, Einkehr, Gebrumm rauher Stimmen, Müdigkeit. Auf dem offenen Platz wird er sein. Jene Augen werden sein Blut aufrütteln.

Auch die Säcke rütteln im trägen Dämmer den Liegenden, der sie drückt und die Augen in den offenen Himmel hält. Der Himmel geht zu -die Erinnrung klammert sich an die Säcke. Die Erinnrung versinkt im Schatten von gestern, wo der Herd aufglübt und die Flamme hüpft.

DIE STIMME

Wie die Luft schließt sich täglich die Stille des einsamen Zimmers überm leichten Fluß der Gebärden. Jeden Tag öffnet

das schmale Fenster sich reglos der schweigenden Luft. Die rauhe und sanfte Stimme kehrt nicht zurück in die kühle Stille.

Aufgeht die reglose Luft wie der Atem

eines Sprechenden, doch sie schweigt. Jeden Tag ist's dieselbe. Auch die Stimme ist dieselbe und bricht nicht das Schweigen, rauh, und im starren Erinnern unverändert. Das lichte Fenster begleitet mit seinem sachten Beben die Stille von einst.

Jede Gebärde durchschüttert die Stille von einst.

Tönte die Stimme jetzt, käme zurück der Schmerz.

In der verwunderten Luft kehrten wieder die Gebärden und Worte, Worte fände die leise Stimme.

Tönte die Stimme jetzt, würd' auch das leichte Beben der immerwährenden Stille zu Schmerz.

Die Gebärden des vergeblichen Schmerzes

kehrten zurück und durchschütterten alle Dinge im Summen der Zeit Doch die Stimme kehrt nicht zurück, das ferne Sausen Weht die Erinnerung nicht auf. Das reglose Licht zittert kühl. Im Erinnern von einst schweigt für immer die Stille, rauh und ergeben.

DIE BESOFFENE ALTE

Auch der Alten gefällt's, in der Sonne zu liegen und die Arme zu öffnen. Die schwere Glut drückt auf das kleine Gesicht, wie auf die Erde.

Von allem, was brennt und verbrennt, bleibt nur die Sonne. Diese Gebeine, die braun unterm Kleide sich recken, wurden vom Manne verbraucht, verraten vom Weine, doch die gespaltene Erde summt wie eine Flamme. Unnötig Worte, unnötig Bedauern. Der flimmernde Tag kehrt zurück, da auch der Körper jung war und glühender noch als die Sonne.

Im Erinnern steigen die Hügel auf, jung und lebendig wie jener

Leib, und der Blick des Mannes und die Herbe des Weins kehren wieder, ein banges Verlangen: Feuer zuckte im Blut wie das Grün im Grase. Über Reben und Wegen wird die Erinnerung Fleisch. Geschlossenen Auges, reglos, genießt die Alte den Himmel mit dem Körper von einst.

In der rissigen Erde schlägt ein gesünderes Herz, wie eines Manns oder Vaters kraftvolle Brust: daran preßt sich die runzlige Wange. Auch der Vater, auch der Mann sind verratene Tote. Auch in ihnen hat das Fleisch sich verbraucht. Nicht das Feuer der Lenden, nicht die Herbheit des Weins weckt sie je wieder auf. Durch die offenen Reben summt herb und süß die Stimme der Sonne im Glast, als bebte die Luft. Rings zittert das Gras.

Das Gras ist jung wie die Glut der Sonne.

Jung sind die Toten in der Erinnerung.

LANDSCHAFT VIII

Abends im Hauche des Windes heben

die Erinnerungen ihr Antlitz und hören dem Fluß zu. Wieder ist es im Dunkel das Wasser der toten Jahre.

Aus der Stille des Dunkels quillt ein Plätschern, wo Stimmen gehn und fernes Gelächter. Die wirren Laute begleitet ein Schimmer aus Sonne, hellen Ufern und Blicken. Ein Sommer von Stimmen.

Und jedes Gesicht hält wie eine reife Frucht den vergangenen Schmerz.

Jeder Blick, der umkehrt, bewahrt den Gesthmack von Gras und von sonnedurchtränkten Dingen, die abends am Strande liegen, bewahrt einen Hauch des Meers.

Wie ein nächtliches Meer ist dieser unsichere Schatten uralter Ängste und Schauer, der sacht den Himmel streift und wiederkehrt jeden Abend. Die toten Stimmen sind verwandt jener Brandung.

PAPIER-RAUCHER

Seine Banda soll ich hören! und er nahm mich mit. In einen Winkel setzt er sich, greift nach der Klarinette. Ein Höllenspektakel beginnt. Draußen wütender Wind und zwischen den Lampen des Regens Klatschen, so wild, daß das Licht alle fünf Minuten aussetzt. Im Dunkel spielen vor Eifer verzerrte Gesichter auswendig einen Schlager. Energisch hält der arme Freund alle zusammen. Die Klarinette schraubt sich, bricht durch den Lärm, fällt ein und tobt wie eine einsame Seele in plötzlicher Stille.

Dies arme Messing wird zu häufig mißhandelt: Bauernhände drücken die Tasten, und die sturen Gesichter schaun selten auf. Elendes, müdes Blut, vom Schuften erschöpft, stöhnt aus den Noten, und nur mit Mühe führt sie der Freund, dessen Hände hart sind vom Hammer, vom Hobelstoß, vom Kampfe ums Dasein.

Einmal hatte er Gefährten, und erst dreißig ist er.

Ein Nachkriegskind, ausgewachsen im Hunger.

Auch er kam, Verdienst zu suchen, nach Turin, und Ungerechtigkeit fand er. Er lernte in den Fabriken ohne ein Lächeln schuften, lernte an der eigenen Mühsal den Hunger der andern messen, und Ungleichheit fand er überall. Er suchte Frieden, ging schläfrig bei Nacht durch die endlosen Straßen, doch nur tausendfach sah er Laternen strahlen auf Bosheit: heisere Frauen, Betrunkne, taumelnde Fratzen. In einem Winter war er gekommen, zwischen Scheinwerfern und Rauchfetzen,

und er begriff, was Arbeit war; als hartes Menschengeschick nahm er sie an. Daß sie alle Menschen

so annähmen, und gerecht wär die Welt! Doch er sorgte für Genossen. Lange Reden ertrug er, mußte geduldig zuhören und das Ende erwarten. Für Genossen sorgte er: Familien in jedem Block und rings um die Stadt. Das Gesicht der Welt war von ihnen bedeckt. Alle fühlten genug Verzweiflung, um die Welt

zu besiegen.

Er spielt hart heut abend, obschon er die Banda

Mann für Mann ausgebildet. Weder aufs Rauschen des Regens noch aufs Licht gibt er acht. Das ernste Gesicht hält einen Schmerz fest, beißt auf das Mundstück.

Diese Augen sah ich an ihm eines Abend«, als wir bei einem verlöschenden Lichte wachten mit dem Bruder allein, der um zehn Jahre trauriger war als er. Der Bruder studierte an einer unbrauchbaren Drehbank eigner Erfindung. Und mein armer Freund klagte das Schicksal an, das sie an Hobel und Hammer bindet, um zwei unerwünschte Alte zu ernähren.

Auf einmal schrie er, nicht am Schicksal liege es, wenn die Welt leide, wenn das Sonnenlicht einem Flüche entreiße: sondern am schuldigen Menschen.

Wenigstens fortgehen können, frei den Hunger fühlen, Nein sagen zu einem Leben, das Liebe und Ehrfurcht, das die Familie, das Stückchen Erde zum Vorwand nimmt, um uns die Hände zu binden!

EINE GENERATION

Ein Knabe kam, in den Wiesen zu spielen, wo heut die Straßen sich hinziehn. In den Wiesen fand er andre barfüßige Buben, und er hüpfte vor Freude. Schön war's, mit ihnen die Schuhe im Gras auszuziehn. Eines Abends hallten Schüsse aus fernen Lichtern in der Stadt, und der angstvolle Wind trug Geschrei. Alle schwiegen. Die Hügel streuten auf windgepeitschte Hänge Lichtkörner aus. Die dunkelnde Nacht ließ schließlich alles erlöschen, und im Schlafe blieb nur die Kühle des Windes.

Am Morgen darauf lungern die Knaben wieder umher, und keiner entsinnt sich des Geschreis. Im Gefängnis sind Arbeiter stumm, und einige sind schon tot.

In den Straßen wurden die Blutlachen zugedeckt. Fern, in der Sonne, erwacht die Stadt, und die Leute gehen aus und

schauen sich ins Gesicht. An das Dunkel der Wiesen dachten die Knaben und schauten ins Gesicht den Frauen. Doch selbst die Frauen sagen kein Wort und ließen's geschehn.

An das Dunkel der Wiesen dachten die Knaben, kleine Mädchen kamen dorthin. Schön war's, die Mädchen im Dunkel weinen zu machen. Und die Knaben waren wir.

Tagsüber gefiel uns die Stadt, doch am Abend galt es zu schweigen, die Wetter von fern zu schauen und den Rufen zu lauschen.

Noch gehn Knaben dort in die Wiesen spielen, wo die Straßen sich treffen. Und die Nacht ist dieselbe. Im Vorübergehn riecht man das Gras.

Im Gefängnis sitzen die gleichen. Und wie damals sind Frauen da, haben Kinder und schweigen.

MYTHE

Kommen wird der Tag, da ein Mensch sein wird der junge Gott, ohne Kummer, mit dem toten Lächeln des Mannes, der verstanden hat. Auch die Sonne geht fernhin über errötende Küsten. Kommen wird der Tag, da der Gott nicht mehr weiß, wo die Küsten von damals waren.

Eines Morgens erwacht man, und der Sommer ist tot, in den Augen tobt noch die Strahlung von gestern und in den Ohren das Brausen der hlutgewordenen Sonne. Verändert sind die Farben der Welt. Nicht mehr reicht das Gebirg in den Himmel, die Wolken ballen sich nicht mehr wie Früchte; durchs Wasser schimmert kein Kiesel mehr. Eines Menschen Leib neigt sich nachdenklich dort, wo ein Gott Atem holte.

Zu Ende die große Sonne, der Geruch der Erde, und die freie Straße, bunt von Menschen bevölkert, die den Tod nicht kannten. Man stirbt nicht im Sommer. Wenn aber einer verschwand, war das der junge Gott, der für alle lebte ohne Wissen vom Tode.

Über ihm war die Trauer nur ein Wolkensehatten, und seinen Schritt fühlte staunend die Erde. Jetzt lastet Müdigkeit schwer auf allen Gliedern des Menschen ohne Schmerz: die müde Ruhe der Dämmerung vor einem Regentag. Die verdunkelten Küsten kennen den Jüngling nicht, einst genügte ihnen, daß er sie ansah. Auch das Luftmeer lebt nicht wieder auf im Windhauch. Ergeben beugt sich der Mund des Menschen zu einem Lächeln über die Erde.

DAS PARADIES AUF DEN DÄCHERN

Ein stiller Tag wird es sein aus kaltem Licht, wie junge oder sterbende Sonne, und Glas wird die schmutzige Luft vom Himmel ausschließen.

Eines Morgens wird man erwachen, einmal für immer, in der Wärme des letzten Schlafs: der Schatten wird sein wie die Wärme. Durchs weite Fenster wird ein weiterer Himmel das Zimmer füllen.

Von der Treppe, einmal für immer bestiegen, werden nicht Stimmen mehr kommen, noch tote Gesichter.

Das Bett wird man nicht mehr verlassen müssen.

Nur die Frühe wird treten ins leere Zimmer.

Das Fenster genügt, jedes Ding in ein stilles Leuchten zu kleiden, beinahe ein Licht.

Das Fenster genügt, jedes Ding zu kleiden.

Erinnerung wird zu Schattengeflock, wie alte Kohlenglut im Kamin verborgen. Erinnerung wird die Flamme sein, die gestern noch stach ins erloschene Auge.

VATERSCHAFT

Einsamer Mann vor dem unnützen Meer, den Abend erwartend und wieder den Morgen.

Da spielen die Kinder, doch wünscht der Mann, selber ein Kind

zu haben und es spielen zu sehn.

Große Wolken bauen ein Schloß auf dem Wasser, das jeden Tag zerfällt und ersteht und den Kindern die Gesichter färbt. Immer wird hier das Meer sein.

Der Morgen verwundet. Über diesen feuchten Strand streicht die Sonne, an Netze und Steine geklammert. Hinaus in die trübe Sonne tritt der Mann und wandert meerentlang, achtet nicht auf die feuchten Schäume, die sich ans Ufer wälzen und keinen Frieden finden.

Zu dieser Stunde dösen die Kinder noch in milder Bettwärme. Zu dieser Stunde döst im Bett eine Frau und gäbe sich hin, wäre sie nicht allein. Träg entkleidet der Mann sich, nackt wie die ferne Frau, und steigt hinab ins Meer.

Dann, in der Nacht, die das Meer auslöscht, hört man die große Leere unter den Sternen. Die Kinder in den geröteten Häusern fallen jetzt aus dem Schlaf, und eines weint. Der Mann, vom Warten ermüdet, blickt zu den Sternen auf, die nichts hören.

Frauen entkleiden jetzt wohl ein Kindchen, schläfern es ein. Und im Bette klammert eine sich an den Mann. Durch das schwarze Fenster dringt ein heiserer Seufzer und keiner lauscht ihm, außer dem Mann, der die Odnis des Meers kennt.

Du weißt die Hügel nicht, wo das Blut rann.

Alle flohen wir, alle warfen wir weg Waffe und Namen. Ein Weib sah uns fliehen.

Nur einer von uns stand still mit geballter Faust, sah den leeren Himmel, neigte das Haupt und starb schweigend unter der Mauer. Jetzt ist er ein blutiger Fetzen und sein Name. Ein Weih wartet unter den Hügeln.

Wir Feiglinge aber, die den flüsternden Abend liebten, die Häuser, die Wege am Fluß, die roten und schmutzigen Lichter jener Orte, den Schmerz gestillt und besänftigt -wir rissen die Hände aus der lebenden Kette und schwiegen, aber im Herzen

schreckte das Blut auf, keine Sänftigung blieb, kein Abschiednehmen auf den Wegen am Fluß -- keine Sklaven mehr, wußten wir uns allein und lebendig.

Die Erde bist du und der Tod. Deine Jahrzeit ist das Dunkel und die Stille. Ferner lebt nichts der Morgenröte.

Willst du erwachen, bist du ganz Schmerz; in den Augen, im Blut trägst du ihn, fühllos, lebst wie ein Stein, wie die harte Erde. Träume kleiden dich, schluchzende, unbewußte. Der Schmerz bebt und umschließt dich wie Wasser eines Sees.

Alle läßt du dahingehn, bist die Erde und der Tod.

Kommen wird der Tod und deine Augen haben -dieser Tod, der dich begleitet vom Morgen bis zum Abend, schlaflos, taub wie uralte Reue

oder unsinniges Laster. Deine Augen werden ein vergebliches Wort sein, ein stummer Schrei, ein Schweigen. So siehst du sie jeden Morgen, wenn du im Spiegel dich einsam über dich selbst neigst. O liebe Hoffnung, an jenem Tage wissen auch wir, daß du das Leben, daß du das Nichts bist.

Für alle hat der Tod einen Blick.

Kommen wird der Tod und deine Augen haben. Wie das Ablegen eines Lasters wird es sein, als tauchte im Spiegel vor uns ein totes Gesicht wieder auf, als lauschten wir einer verschlossenen Lippe. Stumm werden wir in den Abgrund steigen.

DAS HAUS

Der einsame Mann hört die ruhige Stimme mit halb geschlossenem Blick, als glitte ein Atem übers Gesicht ihm, ein befreundeter Atem, der, kaum glaubhaft, steigt aus vergangener Zeit.

Der einsame Mann hört die uralte Stimme, die vor der Zeit seine Väter hörten, heiter und gesammelt, eine Stimme, die abends tiefer wird, wie das Grün der Tümpel und Hügel.

Der einsame Mann weiß eine Schattenstimme, sanft liebkosend, die aus dem ruhigen Tönen eines verborgenen Quells steigt, und er trinkt sie mit Andacht, zu die Augen, als tönte sie aus der Ferne.

Jene Stimme ist es, die einst den Vater

seines Vaters anhielt, und jeden des vergangnen Geschlechts. Eine Frauenstimme, die heimlich

auf der Hausschwelle tönt, wenn das Dämmer einfällt.

ÜBER DIE PIAZZA DI SPAGNA

WERDE ICH GEHEN

Ein klarer Himmel wird sein.

Die Straßen werden sich öffnen auf den Hügel der Pinien und Steine. Das Getümmel der Straßen

wird jene unbewegliche Luft nicht trüben. Die farbsprühenden Blumen der Brunnen werden blinzeln

wie belustigte Frauen. Die Treppen, Terrassen, die Schwalben werden im Sonnenlicht singen, schwirrend wird schlagen das Hejx wie die Wasser der Brunnen -dies wird die Stimme sein, die deine Treppen ersteigt.

Die Fenster kennen den frühen Ruch von Gestein und Luft. Eine Tür wird aufgehn.

Das Getümmel der Straßen wird sein des Herzens

Aufruhr im bleichen Licht.

Du wirst es sein - wirklich und hell.

Klar und verlassen gehen die Morgen hin. So taten einst deine Augen sich auf. Langsam verstrich der Morgen, ein Abgrund unbeweglichen Lichts. Er schwieg.

Du Lebendige schwiegst, unter deinen Augen lebten die Dinge

(kein Bangen, kein Fieber, kein Schatten) klar wie ein Morgenmeer.

Wo bist du, Licht, es ist Morgen. Leben und Dinge warst du, und wir atmeten wach in dir unterm Himmel, der noch in uns ist.

Ohne Schmerz, ohne Fieber, ohne den schweren Schatten des grausam drängenden Tags. O Licht, ferne Klarheit, angstvolles Atmen, richte die unbewegten, klaren Augen auf uns!

Dunkel vergeht der Morgen ohne das Licht deiner Augen.

THE NIGHT YOU SLEPT

Auch die Nacht ist dir ähnlich, die ferne Nacht, die schweigend weint im tiefen Herzen.

und müde gehn die Sterne.

Wange rührt an Wange -ein kalter Schauder ist's, jemand schrickt auf und fleht dich an, verlassen, in dir verloren, in deinem Fieber.

Die Nacht seufzt und sehnt sich ins Licht, armes zuckendes Herz.

O verschlossenes Antlitz, finstere-Angst, Fieber, das die Sterne betrübt,

jemand wie du harrt dem Lichte entgegen,

1 forscht still in deinem Gesicht.

Unter die Nacht gestreckt, liegst du

| wie ein verschlossener, toter

Horizont, zuckendes armes Herz;

an einem fernen Tag warst du Frühlicht.

I

I

I

i

INHALT

Die Meere des Südens 9

Ahnen 15

Gott-Geißbock 15

Der Sohn der Witwe 17

Augustmond 19

Die Nacht 21

Begegnung 22

Sommer 23

Beklemmung 24

Leidenschaftliche Frauen 25

Deolas Gedanken 26

Atavismus 28

Grappa im September 30

Autoren-Porträt / An Leo 31

Lebensregel 33

Der Kärrner 34

Die Stimme 35

Die besoffene Alte 36

Landschaft VIII 37

Papier-Raucher 38

Eine Generation 40

Mythe 41

Das Paradies auf den Dächern 42

Vaterschaft 43

Du weißt die Hügel nicht... 44

Wir Feiglinge aber,... 45

Die Erde bist du und der Tod ... 46

Kommen wird der Tod ... 47

Das Haus 48

Über die Piazza di Spagna ... 49

Klar und verlassen 50

The night you slept 51

Die Gedichte von Cesare Pavese sind in Italien in zwei Bänden erschienen: »Lavorare stanca« (»Arbeiten macht müde«) und »Verra la morte e avrä i tuoi occhi« (»Der Tod wird kommen und wird deine Augen haben«). Dieser zweite, nach dem Tode des Dichters erschienene Band enthält ferner den Zyklus »La terra e la morte« (»Die Erde und der Tod«), Für den hier vorliegenden deutschen Auswahlhand hat der Herausgeber und Übersetzer Urs Oberlin aus den 92 Gedichten der italienischen Ausgaben 32 Gedichte sorgsam ausgesucht. Die Gedichte des Bandes *Lavorare stanca* sind vorwiegend breit erzählende Gedichte. Von der Begegnung mit dem Vetter, einem

unruhigen Vaganten, wird berichtet, von schwerer bäuerlicher Arbeit der Vorfahren, Pan erscheint im Gott-Geißbock, fiebriges Geheimnis der ländlichen Sommernacht, junge Frauen, die Witwe, der Wechsel von Tag und Nacht und die vor Abend badenden Mädchen.

Aber auch die Stadt ist in diesen Gedichten: die tötende Hitze der Stadt, die Knaben, die Arbeit, das Kreischen des Karrens, der Klarinettenspieler. Das sind beileibe keine sanften Idyllen, das ist keine gefällige und eingängige Sprache. Das hat einen harten, oft schwerfälligen Rhythmus, da ist — das Thema Paveses — Verlorenheit, Alleinsein im Dunkel, Angst und Erinnerung.

Stärker noch kommt das in den letzten Gedichten (aus dem Band *Verra la morte)* zum Ausdruck, die, strenger in der Form, reifer und resignierter zugleich sind. Nacht und Tod werden direkter nun benannt, unmittelbarer beschworen, aber gleichsam projiziert in ein Gegenüber, das die Züge jener geheimnisvollen Frauengestalt trägt, von der die letzten Seiten des 1 agebtiches mehrfach berichten. »Du« und »wir« heißt es jetzt. Und das »wir« wird umspannt von der hemmungslosen Todessehnsu.cht des Dichters Cesare Pavese: »Stumm werden wir in den Abgrund steigen.«